

VOR DEM AUS

Die Pleite von Lehman Brothers leitete das Ende der amerikanischen Investmentbanken ein: Nach sechs Tagen war keine mehr übrig. Nun zittert New Yorks Bankenviertel der Zukunft entgegen

NIGHTMARE ON WALL STREET

VON JÖRG ROHLER – FOTOS: ANTONIN KRATOCHVIL

Die Investmentbanker von New York lebten zwei Jahrzehnte lang im Rausch des schnellen Geldes. Die weltweite Börsenkrise hat diese Ära mit einem Knall beendet, mit den Kursen bricht eine illustre Lebenswelt zusammen. Wie, fragt sich der Mikrokosmos der Millionäre, soll es jetzt weitergehen? Ein Tagebuch des Untergangs



„Menschen mit tollen Lebensläufen. Jugendlich. Erfolgreich. Arbeitslos“



„Auch ohne Banker läuft New York. Irgendwoher kommt immer frisches Geld“



MAL GEHT ES RUNTER...
1 Zigarre trotz Krise: Merrill-Lynch-Banker fühlen sich in der Barclay-Rex-Lounge gerade sehr viel wohler als in ihrer Zentrale
2 Blick aus der Merrill-Lynch-Zentrale
3 Psychologin Ursula Ofman berät Banker, die unter sexueller Versagensangst leiden
4 Das Szenerestaurant Cipriani
5 Die Zentrale von Lehman Brothers
6 Börsenhändler Alan Valdes
7 Das Schaufenster der Immobilienboutique Stribling



... UND MAL HOCH
8 Wenn die Banker wegbleiben, kommen eben andere Gäste zum Schaulaufen ins Cipriani: Russen oder Araber zum Beispiel, gern mit sehr schönen, sehr jungen Frauen
9 Der Wall Street Burger Shop hat einen Hamburger für 175 Dollar auf der Karte. In der Schicksalswoche der Börse hat den niemand bestellt
10 Noch hat die Finanzkrise die Kunstwelt nicht erfasst: Während in London und New York die Kurse stürzten, klagen die Galerien in Chelsea noch nicht über Umsatzeinbrüche
11 Manchmal warteten die aneinandergereihten Limousinen bis weit nach Mitternacht vor den Büros der Wall Street



ZEIT IST GELD
Vertreter der britischen Barclays Bank verladen Computer vor der Zentrale der Lehman Brothers. Die Banker aus London haben Teile der bankrotten Wall-Street-Legende billig eingekauft

MONTAG 15.9.2008



Wie es sich anfühlt, mehrere Millionen Dollar innerhalb weniger Minuten zu verlieren, weiß David Shor schon lange. Der Mann, silberne Schläfen, zurückgekämmtes Haar, Hosenträger, Hornbrille, ist schließlich Senior Vice President einer Investmentbank. Doch normalerweise verzockt Shor das Geld anderer Leute. Nur dieses Mal, am Montag vergangener Woche, hat es ihn selbst erwischt: „Sechs Millionen sind weg, das ganze Ersparte für die Rente“, erzählt der 49-jährige New Yorker. Ungläubig steht er vor dem Hauptsitz des Investmenthauses Lehman Brothers, das soeben Insolvenz angemeldet hat. Nach 158 Jahren.

Die Lehman-Pleite ist erst der Beginn einer Woche, wie sie das amerikanische Finanzwesen seit dem „Schwarzen Freitag“ 1929 nicht mehr erlebt hat: Überall brechen die Börsen ein, in Russland wird der Handel gleich an mehreren Tagen immer wieder ausgesetzt. Bis zum Wochenende wird noch die drittgrößte Investmentbank Merrill Lynch in die Knie gehen und sich an die Bank of America notverkaufen. Die einst weltgrößte Versicherung AIG wird nur durch Verstaatlichung vor der Pleite gerettet. Und die beiden einzigen überlebenden Investmentbanken, Morgan Stanley und Goldman Sachs, ändern ihr Dasein am Sonntag frewillig von reinen Handelshäusern in das normaler Banken, sie unterliegen damit der gleichen Aufsicht wie jedes andere Kreditinstitut in Amerika.

700 Milliarden Dollar vom Staat wird Finanzminister Henry Paulson zur Verfügung

stellen, um das amerikanische Finanzsystem vor dem Totalzusammenbruch zu bewahren. Aber das Ende einer Epoche kann auch er nicht verhindern. Der deutsche Bundesbank-Chef Axel Weber wird den „Meltdown Monday“, den Montag, an dem alles begann, später als die „schwierigste Situation seit Jahrzehnten“ einstufen. Schlimmer als 9/11, schlimmer als der Dotcom-Absturz, schlimmer als der Crash von 1987. Eine Welt geht unter. Und damit auch die der „Masters of the Universe“, wie der amerikanische Schriftsteller Tom Wolfe die Banker so trefflich in „Fegefeuer der Eitelkeiten“ bezeichnet hat.

Bei Lehman aber herrscht zunächst noch Hochbetrieb. Normalerweise ist das Gedränge vor den Aufzügen nach oben am größten, doch heute schieben und schubsen sich die Angestellten auf dem Weg nach unten. Herren in Brooks-Brothers-Hemden, Hermès-Krawatten und Ferragamo-Loafers balancieren in der einen Hand den Diplomatenkoffer von Tumi, in der anderen den Karton mit Büroablenkungen: Topfpflanzen, die Bilder der Liebsten, den silbernen Porsche Carrera im Maßstab eins zu zehn. Etliche haben bereits ihren Lebenslauf aktualisiert und strecken ihn mit gefrorenen Gesichtern vorbeiströmenden Touristen entgegen, die sie für Headhunter halten. Nur mit den Reportern und Kamerateams hinter den Absperrgittern wollen sie nicht sprechen. Einer zerritt wütend seinen Blackberry, weil dem Gerät im Gespräch mit der besorgten Ehefrau der Saft ausgeht. Die Lehman-Angestellten halten ein Drittel der Aktien der Bank. Jetzt sind sie nicht nur arbeitslos, ihre Anteile sind außerdem weniger wert als das Papier, auf dem sie gedruckt wurden.

David Shor kann nur müde lächeln, als ein paar der frustrierten Banker ein Plakat vor der Firmenzentrale an der Seventh Avenue aufbauen. Darauf zu sehen: ein überaus unvorteilhaftes Foto des Lehman-Chefs Richard Fuld, jenes Mannes, der sich in den vergangenen Wochen und Monaten immer wieder stoisch geweigert hatte, Übernahmeangebote anzunehmen. Das Bild zeigt einen de rangierten Multimillionär, der weiß, dass seine Zeit abgelaufen ist. Shor schüttelt ungläubig den Kopf. Dann tritt er davon wie ein Veteran, der sich wünscht, der Krieg hätte noch ein paar Tage länger gedauert.

DIENSTAG 16.9.2008

Die Steaks bei Bobby Van's Grill wollen heute nicht so recht schmecken. Dabei hat der Kellner schon vorab fürsorglich eine weitere Schale der hauseigenen Steaksoße serviert. Mit ernsten Gesichtern sitzen die beiden jungen Männer da und diskutieren die Meldungen des Tages. Sie arbeiten für die Deutsche Bank. Ihre richtigen Namen wollen sie nicht nennen. Die Pressestelle hat den Angestellten dieser Tage verboten, mit Medienvertretern zu sprechen.

„Niemand, der heute handelt, hat etwas Vergleichbares erlebt“, sagt Sergey, der im Russlandgeschäft tätig ist. „Und die Krise ist noch lange nicht ausgestanden.“ 1997 seien zwar die Banken in den Schwellenländern reihenweise pleitegegangen, in Russland, in Korea, man hätte gewarnt sein können. Aber dass es den Westen treffen könnte, habe

„Finden Sie einen Käufer für mein Sommerhaus. Schnell. Und diskret“

schlicht niemand für möglich gehalten. „Wir stehen da und sehen zu“, sagt Sergey. „Schockiert. Fasziniert. Wie bei einem Autounfall, wo man einfach nicht wegschauen kann.“

Bobby Van's Grill auf der 50. Straße West ist so etwas wie die inoffizielle Lehman-Kantine. Normalerweise trinken die Banker hier die ersten Biere nach einem erfolgreichen Tag. Heute sind zwar etliche von ihnen da, es geht jedoch ausgesprochen verhalten zu.

Die Krise habe trotzdem etwas für sich, meint Abu: „Sie reinigt das System. Die Wildwestjahre des Investmentbanking sind vorbei.“ Vorbei sind auch die fetten Bonuszahlungen am Jahresende: 2006 hatten die ▶

Wall-Street-Firmen fast 24 Milliarden Dollar an ihre Mitarbeiter ausgeschüttet. Natürlich trifft die Krise nicht die Superreichen, sondern die „normalen Jungs“, wie Sergey sie nennt. Die Mittelschicht der Wall Street. Diese müsse sich jetzt ernsthaft überlegen, ob der Helikopterservice am Wochenende in die Hamptons sein muss, ob man den Wodka im Lieblingsstripclub der New Yorker Finanzwelt, dem Scores im Meatpacking District, per se flaschenweise bestellt.

Bei Lehman Brothers um die Ecke stehen immer noch schwarze Limousinen in Zweierreihen. In den meisten Büros brennt Licht. Auf den Videotafeln oberhalb des Eingangs ziehen Wolken vorbei, als sei nie etwas geschehen. Gerade tragen drei Männer mit hochgekrepelten Ärmeln mehrere Computer aus dem Gebäude. Über einer Schulter hängt eine Umhängetasche, auf der „Barclays Capital“ zu lesen steht. Das ist eine britische Bank, die nach Lehmans Ende schon mit der Leichenfledderung begonnen hat. Für Spottpreise kaufen die Engländer aus der Insolvenzmasse, was vor einigen Wochen noch etliche Milliarden wert gewesen wäre.

MITTWOCH 17.9.2008

Tom Grays Augenringe graben sich Tag für Tag tiefer in sein Gesicht. Zeiten wie diese kommen dem jungen Engländer dennoch äußerst gelegen. Tom Gray ist Headhunter und einer der wenigen Gewinner der Krise. Seit Montag hat er gut 50 dankbare Klienten geworben. „Alle hoch qualifiziert“, sagt Gray, „nur Menschen mit tollen Lebensläufen: jung, erfolgreich, arbeitslos.“

Jeder fünfte Mitarbeiter an der Wall Street hat in den vergangenen zwölf Monaten seinen Job verloren. Seit Beginn der Krise wurden insgesamt 100.000 Stellen gestrichen. Tausende werden noch folgen. Gut für Gray, schlecht für New York. Schließlich verdienten die Banker 2007 im Durchschnitt 280.000 Dollar, die teilweise noch viel höheren Erfolgsbeteiligungen nicht mitgerechnet.

Die Finanzkrise wird nicht nur die Lebenswelt der Banker, sondern ganz Manhattan nachhaltig verändern. New York ist abhängig von den spendierfreudigen Bankern, von ihren Steuern, dem illustren Lebensstil der Broker, Hedgefondsmanager, Händler

und Analysten. Schließlich gehen die Meister des Universums gern dinieren und kaufen schöne, teure Dinge, um sich für absurd lange Arbeitszeiten zu entlohnen. „Die Krise wird nicht die mit dem Gerhard-Richter-Gemälde im Flur und einem 700-teiligen Kronleuchter von Dale Chihuly im Ballsaal treffen“, sagt Robert Frank. „Sondern die obere Mittelschicht. Dazu gehören in Amerika schätzungsweise 7,5 Millionen Haushalte, und ein ziemlich großer Teil davon arbeitet und lebt in Manhattan.“ Dass Frank so etwas ganz genau weiß, liegt daran, dass er seit Jahren im Auftrag des „Wall Street Journal“ über die Reichen der Welt schreibt,

„Wir stehen nur da und sehen zu. Wie bei einem schlimmen Autounfall“

er ist gewissermaßen ihr Ethnologe, zudem Autor des Buches „Richistan“.

2006 gab diese Konsumentenschicht im Durchschnitt 2.100 Dollar für Uhren, 45.000 Dollar für Autos, 9.200 Dollar für Juwelen, 810.000 Dollar für Wohnraum und allein 5.300 Dollar für Wellness aus, rechnet Frank vor. „Die Bewohner von Lower Richistan tendieren dazu, über ihre Verhältnissen zu leben“, sagt Frank. „Sie haben immer mehr Geld ausgegeben, als sie eigentlich besaßen. Weil sie blind darauf vertrauten, dass ihre Welt krisensicher ist. Genau wie die Investmentbanken.“ Mehr als 20 Prozent dieser Klientel hätten sich verschuldet: für das Häuschen in den Hamptons, das chinesische Kindermädchen, die Privatschule der muslimisch begabten Tochter, die Jimmy-Choo-Schuhe der Gattin.

Und für Platz zum Leben, sehr viel für sehr viel Geld. „Ich rechne damit, dass der Markt mindestens zehn, vielleicht auch 15

Prozent fällt“, sagt Sherlock D. Hackley jr. mit ruhiger und sonorer Stimme. Hackley arbeitet seit 15 Jahren für Stribling, eine der teuersten Immobilienfirmen Manhattans. Noch sei allerdings kein Kunde abgesprungen. Im Gegenteil: „Erst gestern habe ich ein Penthouse für 21,5 Millionen verkauft.“

Einheiten in dieser Größenordnung seien ohnehin krisensicher, bestätigt Pam Liebman, Chefin der Corcoran Group, des größten Immobilienanbieters der Hamptons. „Problematisch wird es in der billigeren Kategorie, in der Objekte zwischen einer und sieben Millionen Dollar kosten“, sagt sie. Also bei 90 Prozent des Marktes, in Manhattan wie in den Hamptons. „Mich haben gleich am Montag etliche Wall-Street-Kunden angerufen und gebeten, einen Käufer für das Sommerhaus zu finden“, sagt Liebman. „Möglichst schnell. Möglichst diskret.“

Ähnliche Anrufe bekam auch Joseph Zukarfein. Zukarfein verkauft Bentley, Lotus, Lamborghini und Porsche bei Manhattan Motorcars, New Yorks feinsten Adresse für alles, was schnell und teuer auf vier Rädern ist. „Am Dienstag riefen sechs Kunden an, die ihre Wagen verkaufen wollten“, sagt der Amerikaner, der sich sehr um einen britischen Akzent bemüht. „Alle bestanden darauf, dass die Wagen noch am selben Tag auf die Verkaufsliste kommen. Sie wollten wohl den Kollegen zuvorkommen.“ Wirklich Sorgen macht sich Zukarfein aber nicht um seine Kundschaft. „Bisher waren es nur Zweit- oder Drittwagen, die ich auf die Liste setzen sollte. Aber man merkt, dass die Leute Angst bekommen.“

Nur eine Dame hat von etwaigen Existenzängsten ihrer Kundschaft noch nichts mitbekommen – ganz im Gegenteil. Ihr Name ist Susi. Ihr Beruf: Drogen dealen. Die 72-jährige Susi verkauft aus ihrer Wohnung in einer ruhigen Seitenstraße von Chelsea heraus Kokain, schon seit mehr als 40 Jahren. Eigentlich nur relativ kleine Mengen „für den Hausgebrauch“, wie sie zu sagen pflegt. „Am Montag war jedoch eine Stammkundin da und hat auf einen Schlag 30 Gramm gekauft“, sagt die alte Dame mit den kurzen schwarzen Haaren, die auch einen Hunde-Gassi-Service betreibt. „Da merkte ich, dass irgendetwas nicht stimmt.“ Erst am Abend hat sie dann den Fernseher angemacht und verstanden. „Die Kundin arbeitet bei Goldman Sachs“, sagt Susi. „Man kann sich ja vorstellen, wie anstrengend die Nachtschichten dort in so einer Woche werden.“



Aktienhändler an der New Yorker Börse. Mehr als 100.000 Wall-Street-Leute sind im Laufe der Krise schon entlassen worden. Denjenigen, die ihre Jobs noch haben, war die Angst in der vergangenen Woche deutlich anzusehen

DONNERSTAG 18.9.2008

Einen seiner berühmten 175-Dollar-Burger hat Kevin O'Connell heute noch nicht verkaufen können. Sauer ist der Chefkoch des Wall Street Burger Shoppes deswegen nicht: Statt der mit Blattgold und Trüffel veredelten Kobe-Rind-Bulette will der Mann mit dem rotblonden Kinnbart baldmöglichst einen „Laid-Off Burger“ anbieten. Für 99 Dollar. Den „Sub Prime Melt Down“ gibt es bereits: für krisensichere acht Dollar.

Die investieren Robert und seine Kollegen heute lieber in einen doppelten Espresso bei Barclay Rex, einer Zigarrenlounge wenige Blocks nördlich von O'Connells Burgerladen, im Herzen des Finanzviertels. Seinen Nachnamen will Robert lieber nicht sagen. Er und seine vier Begleiter arbeiten für Merrill Lynch. Die fünf Männer machen eigentlich nicht den Eindruck, als bereite ihnen die Finanzkrise schlaflose Nächte. Genüsslich paffen sie die Romeo & Julietta, die Robert noch in seinem Humidor gefunden hat. „Eigentlich waren die Zigarren für einen besonders fetten Geschäftsabschluss bestimmt“, sagt Robert. Dann lacht er. „Jetzt müssen sie eben als Trostpflaster erhalten. Der amerikanische Finanzkapitalismus, wie wir ihn kannten, fremdfinanzierte Übernahmen, die großen unabhängigen Investmentbanken – all das ist Geschichte. Willkommen im Zeitalter des Staatskapitalismus.“

Auch wenn die staatliche Intervention erst einmal für Erleichterung an der Wall Street und den Finanzmärkten der ganzen Welt sorgt, spürt Ursula Ofman die Auswirkungen der Krise bis in ihre Praxis auf der Fifth Avenue. Die zierliche Deutsche ist Psychologin, sie lebt seit mehr als 30 Jahren in New York.

Im Restaurant gibt es schon „Sub Prime Melt Down“-Burger für acht Dollar

Ihr Spezialgebiet: Sex- und Paartherapie. „Etliche meiner Patienten aus der Finanzwelt haben diese Woche abgesagt“, sagt Ofman. Jene, die zu ihr gekommen seien, hätten über sexuelle Leistungsstörungen geklagt. „Kein Wunder“, sagt Ofman. „Wenn die berufliche Leistung nicht stimmt, schlägt sich die Versagensangst auch beim Sex nieder.“

„Die Herren von Morgan Stanley haben ihren wöchentlichen Stammtisch abgesagt“, erklärt François, der Manager des Cipriani am unteren Ende des West Broadway. „Irgendwie verständlich“, sagt der Mann mit der akkuraten Föhnfrisur und rückt seine Brille zurecht. Trotzdem ist der Nobelitaliener voll besetzt, andere haben ihren Platz dankbar eingenommen. Russen, Araber, ältere Männer mit Bauchansatz und junge Frauen mit noch jüngeren Lippen warten an diesem Abend oftmals eine gute halbe Stunde, um einen Platz möglichst weit vorn zu ergattern. Man will hier schließlich gesehen werden. Wegen des Risottos geht wahrlich niemand dort hin. „Die Banker kommen schon wieder“, sagt François, da sei er zuver-

sichtlich. Und selbst wenn nicht, Sorgen mache er sich ihretwegen ohnehin nicht: „Das ist doch das Tolle an New York: Von irgendwoher kommt immer frisches Geld.“

FREITAG 19.9.2008

Das Läuten der Glocke, die um 9.30 Uhr den Börsenhandel eröffnet, hört Alan Valdes nicht. Er ist ständig am Telefon. Zwischen zwei Gesprächen ruft er: „So etwas habe ich hier seit 1974 nicht ein einziges Mal erlebt!“ Valdes ist der Chefhändler der Investmentfirma Hilliard Lyons und ein alter Löwe auf dem Parkett der New Yorker Börse. In seinem Fall bedeutet das vor allem: Man arrangiert sich. „Natürlich sind wir alle für den freien Markt“, sagt Valdes. „Aber die Intervention der Regierung war überlebensnotwendig. Montag und Dienstag stand die Panik den Leuten noch ins Gesicht betoniert.“ Gestern schloss die Börse vier Prozent im Plus.

Sein Schlachtplan für den Tag steht: Valdes weiß, welche Aktien er handeln will, welche er beobachtet, welche er in der nächsten halben Stunde abstoßen muss. Während andere Händler um das Überleben ihrer Portfolios kämpfen, geht er den Tag mit der Gelassenheit des erfahrenen Kriegers an: „Jetzt musst du kaufen, Junge“, raunt er jüngeren Kollegen zu. Immer wieder, manchmal auch leise und nur zu sich selbst. „In solchen Wochen kann Geld verdient werden. Man muss nur die Nerven behalten.“

Die Wall Street wird sich anpassen, sie passt sich immer an. Nur, wie es in ein paar Wochen aussehen wird, am ehemaligen Sitz der „Masters of the Universe“, weiß heute noch niemand. Vieles wird anders werden, einiges verschwinden. Oft gehen Zeitalter über Jahre langsam zugrunde. Dieses verschwindet mit einem Knall.

Leute wie Alan Valdes wird es wohl auch in Zukunft geben. Gerade reißt er Witze darüber, dass es keinen guten Kaffee an der Wall Street gebe. „Diese Woche war so wohltuend wie ein zweites Paar Socken an einem regnerischen Tag in den Schweizer Alpen“, sagt er. Sieben Stunden später, als die Börse schließt, hat der Dow Jones 369 Punkte zugelegt. Und Alan Valdes beendet diese Woche mit dem schönen Gefühl, Geld verdient zu haben. □